



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Riesen und Zwerge, der Haimonskinder u. s. w. nach Sagen, welche bekanntlich in Mecheln heimisch sind.

Der Umzug dauerte nach meiner Schätzung etwa drei Stunden. Später fuhr der König, welcher beim Erzbischof abgestiegen war, im offenen Wagen unter zahlreichen Acclamationen der Volksmenge mit einem Gefolge von mehreren Wagen durch die Hauptstraßen.

Während der ganzen Dauer der Kombauffeier fand ein ununterbrochener großartiger Jahrmart auf dem Egmontboulevard und auf dessen Umgebungen statt. Derselbe bot mit seinen Buden, Schaubaracken, Zelten u. s. w. und der gewaltigen Volksmenge, die dazwischen auf- und niederwogte, ein höchst belebtes Bild dar. Hier trat manche Scene, die ich auf den Gemälden von Ostade und Teniers gesehen hatte, verkörpert vor meine Blicke, wenn auch nicht ganz so drastisch und derb, wie bei den alten Meistern des naturalistischen Stils.

Der wirklich ganz erstaunliche Glanz der Cavalcade, die prächtige Ausschmückung der Stadt, die glänzende Illumination des Stadtparks, welche den Tag des Umzuges würdig abschloß, alles legte Zeugniß ab von dem guten Geschmack und vor allem von dem außerordentlichen Wohlstand der Stadt Mecheln. Dem Gemeinderath gebührt für die Veranstaltung und Anordnung der Festlichkeiten alle Anerkennung, und es ist demselben meines Wissens nur ein einziger kleiner Schildebürgerstreich dabei begegnet. Auf dem großen Platz hinter der Statue der Margarethe von Oestreich befindet sich ein alter gothischer Bau, grau und unscheinbar, aber von edlem, reinem Stil. Derselbe war den Wohlweisen nicht glänzend genug erschienen, und man hatte deshalb eine colossale Theaterdecoration im Stil der sinkenden Renaissance vor demselben aufgestellt und so das Meisterwerk gothischer Baukunst den Blicken der Festgenossen entzogen.

Dr. G. Dannehl.

Literatur.

Goethe und Dresden. Unter diesem Titel hat Woldemar Freiherr von Biedermann, allen Freunden und Kennern der Goetheliteratur wohlbekannt durch sein fleißiges und gründliches Buch „Goethe und Leipzig“, welches er 1865 „zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule“ herausgab, vor wenigen Wochen ein Büchlein veröffentlicht, in welchem er in ähnlicher Weise wie dort für Leipzig, nun auch für Dresden eine Zusammenstellung aller noch nachweisbaren Beziehungen Goethe's zur sächsischen Residenzstadt unternimmt. Wieder ist es

eine Art Jubiläumsschrift, die der Verfasser spendet; „Dresden, Hundert Jahre nach Goethe's Ueberfiedlung nach Sachsen“ — so ist die Vorrede unterzeichnet.

Man kann dem Verfasser nur dankbar dafür sein, daß er seine vor sechs Jahren stattgefundene Versetzung aus einem Leipziger in ein Dresdner Amt alsbald auch seinen Goethestudien hat zu Gute kommen lassen. Wenn er freilich gehofft zu haben scheint, auch in diesem Falle durch die localgeschichtliche Forschung unsre Kenntniß vom Leben Goethe's wesentlich zu bereichern, so mag es gleich von vornherein ausgesprochen werden, daß diese Hoffnung sich als trügerisch erwiesen hat. Das wichtigste, was der Verfasser an neuem Material hätte beibringen können, ist ihm erst vor kurzem noch von H. Uhde vorweggenommen worden in dem Aufsatze, den dieser in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst“ 1874, Bd. IX, S. 277 f. *) über Goethe's Verkehr mit dem 1828 gegründeten Sächsischen Kunstverein veröffentlicht hat, und worin er 22 Briefe Goethe's an Quandt zum ersten Male hat abdrucken lassen. Nur eine spärliche Nachlese ist Herrn von Biedermann übrig geblieben. Was er von neuen Documenten mittheilen kann, beschränkt sich auf sechs Goethische Briefe, zwei an Körner den Vater, zwei an den Berggrath Charpentier und zwei an den Maler Raaz. Die Ausbeute der eigentlich localgeschichtlichen Forschung ist so geringfügig gewesen, daß man, um Verfasser dieses Buches zu sein, wohl kaum in Dresden gelebt und sich dort heimisch gemacht zu haben braucht. Im Wesentlichen ist der Verfasser darauf angewiesen gewesen, das bereits vorliegende, aber allerdings sehr zerstreute Material zu sammeln und in angemessener Weise zu gruppiren.

Sein Buch zerfällt in drei Capitel. Das erste Capitel S. 1 — 36 verzeichnet Goethe's Reisen nach Dresden, das zweite S. 37 — 108 (im Inhaltsverzeichnis steht irrthümlich S. 37 — 100) schildert seinen Verkehr mit Dresdnern an andern Orten, das dritte S. 109 — 140 (im Inhaltsverzeichnis wieder fälschlich S. 101 — 140) ist seinen Beziehungen zu den Dresdner Kunstankalten gewidmet.

Goethe ist in seinem Leben sieben Mal in Dresden gewesen. Das erste mal kam er als Leipziger Student im Jahre 1767, um die Kunstsammlungen Dresdens kennen zu lernen; zum zweiten Male berührte er dann erst Ende Juli 1790 **) von Weimar aus wieder die Stadt auf der Durchreise in das

*) Der Verfasser gedenkt natürlich auch dieses Aufsatze, spricht aber von einer Berliner „Zeitschrift für bildende Kunst“. Lützow's Zeitschrift, die hier gemeint ist, wird aber in Wien redigirt und in Leipzig gedruckt und ausgegeben, und sie gehört doch wahrhaftig nicht zu jenen Zeitschriften, auf welche der Goethische Vers paßt: „Wer hätte auf deutsche Blätter Acht, Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, der wäre um alle seine Zeit gebracht.“

**) Bei Biedermann steht S. 10, sicherlich nur in Folge eines Druckfehlers, daß Goethe am 30. Juni wieder abgereist sei.

schlesische Feldlager, und zum dritten Male auf der Rückreise von da Ende September desselben Jahres. Sein vierter Aufenthalt fällt in den Sommer 1794, wo er von Dessau aus auf eine Woche nach Dresden kam, der fünfte in den September 1810, wo er von Teplitz zurückkehrte. Die beiden letzten Male sah er die Stadt im April und August 1813 auf der Reise nach und von Teplitz. Von den zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen er bei dieser siebenmaligen, übrigens immer nur auf wenige Tage sich erstreckenden Anwesenheit in Berührung kam, sind die hervorragendsten der Galleriedirektor Hagedorn (1767), der bekannte Kunstfreund Freiherr von Rackwitz, der alte Körner (1790) und der Maler Kügelgen (1810). Allgemeineres Interesse bieten in diesem Capitel in den beiden hier zuerst publicirten Briefen an Körner ein paar Aeußerungen, die sich auf Goethische und Schiller'sche Dichtungen beziehen, und die deshalb hier eine Stelle finden mögen. In dem einen Briefe vom 22. Juni 1797 schreibt Goethe: „Haben Sie schon etwas von dem Prolog zum Wallenstein gesehen? Er ist sehr glücklich gerathen und giebt einen freien Blick in die große und sonderbare Welt, in welcher das Stück spielen wird“. Ueber „Hermann und Dorothea“ bemerkt er einen Monat später: „Lassen Sie sich mein idyllisch-episches Gedicht gefallen. Leider ist auch dieses wie die meisten meiner Sachen beinah' nur aus dem Stegreife; meine Tage rollen sich gar zu geschwinde auf, und ich möchte mir die Ehre anthun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich giebt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird“, und über seine in demselben Jahre im Wettstreit mit Schiller gedichteten Balladen (Zauberlehrling, Braut von Corinth, Gott und Bajadere u. a.) äußert er mit eben so ehrlicher wie treffender Selbstkritik: „Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben. Die feintigen sind ihm, wie Sie schon wissen, sehr geglückt; ich wünsche, daß die meinigen einigermassen daneben stehen dürfen: er ist zu dieser Dichtart in jedem Sinne mehr berufen, als ich.“

Im zweiten Capitel „Goethe mit Dresdnern“ ist der Begriff „Dresdner“ so dehnbar als möglich gefaßt. Nicht bloß Personen, die zur Zeit ihres Verkehrs mit Goethe Dresdner waren, sind hier berücksichtigt, sondern auch solche, die es früher einmal gewesen waren oder später wurden, sind in großer Anzahl mit herangezogen. Aus der langen Reihe, die auf diese Weise sich ergibt, mögen nur hervorgehoben sein: Tieck, Elise v. d. Recke, der Naturforscher und Mediciner Carus, der Oberhofprediger Reinhard, Graf Moritz von Brühl, und der Graf und die Gräfin Werthern von Neuenheilingen. Dem letzteren Paar widmet der Verfasser einen längeren Abschnitt, der eine der interessantern, vielleicht die interessanteste Partie des ganzen Buches bildet. Wiederholt ist, nach Schöll's Vorgange, behauptet worden, daß Graf

Werthern und seine Gemahlin die Vorbilder zum Grafen und zur Gräfin in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ gewesen seien. Durch eine eingehende Parallele jedoch zwischen der dichterischen „Gräfin“ und der historischen Gräfin Werthern, wie die letztere in Briefen Goethe's an Charlotte von Stein geschildert wird, weist der Verfasser überzeugend nach, daß Schöll die Statuirung dieser Vorbilder völlig aus der Luft gegriffen hat.

Was im dritten Capitel vereinigt ist, bezieht sich auf Goethe's Verkehr mit der Dresdner Kunstakademie und einzelnen an ihr Lehrenden und Lernenden, unter denen namentlich der Maler Raaz genannt sein möge, ferner auf das lebhafteste Interesse, welches Goethe der Auffindung eines zweckmäßigen Verfahrens der Gemälderestitution widmete, endlich auf die Theilnahme, die er in den letzten vier Jahren seines Lebens dem neu gegründeten Sächsischen Kunstverein zuwandte.

Ohne Zweifel ist die Arbeit des Herrn v. Biedermann eine äußerst mühsame gewesen. Dennoch ist das Resultat nicht von der Art, daß man die weiteren Kreise der Gebildeten zur Lectüre des Buches sonderlich einladen könnte. Von den Dresdnern allenfalls kann man erwarten, daß sie aus Localpatriotismus — wenn es diese Art von Localpatriotismus in Dresden giebt — das Buch studiren. Im übrigen ist es mehr für den Literaturhistoriker, um nicht zu sagen für den specifischen Goethomanen bestimmt. Goethe und Leipzig — das war ein Stoff, der jeden packen mußte! Da handelte es sich, im ersten Bande wenigstens, um ein ganzes Stück aus Goethe's Leben, und um welch ein Stück! Der zweite Band, der die späteren Beziehungen des Dichters zu Leipzig und seinen spätern Verkehr mit Leipzigern schildert, verlor bereits an Interesse; der bloße Gesichtspunkt der Vertlichkeit war ein zu äußerlicher, als daß er in einer bunten Reihe von Thatsachen und Ereignissen den nöthigen Zusammenhang hätte herstellen können. Noch lebhafter aber empfindet man diesen Uebelstand bei der vorliegenden Schrift. Man muß wirklich bewundern, daß der Verfasser aus solchem Stoffe überhaupt ein Buch zu schaffen im Stande war. Nur indem er jedes, auch das dünnste Fädchen nicht verschmähte, aus welchem sich ein Faden drehen ließ, der dann allenfalls als „Beziehung“ Goethe's zu dem oder jenem gelten kann, ist es ihm möglich geworden, aus dem Stoffe zu einem oder zwei Journalartikeln ein ganzes Buch herauszuspinnen. Wenn freilich der Umstand genügt, daß z. B. Goethe beiläufig einmal eine Aeußerung gethan hat über irgend ein Bild eines Malers, der zu irgend einer Zeit, keineswegs gleichzeitig mit Goethe, sondern irgend einmal vor oder nach ihm, in Dresden gewirkt hat, um sofort eine „Beziehung“ Goethe's zu diesem Maler zu constatiren, dann läßt sich schon ein Buch über „Goethe und Dresden“ schreiben. Von dem unermüdlischen Spürsinn des Verfassers legt natürlich auch dieses Buch wieder rühmliches Zeugniß ab.

Trägt es aber wirklich etwas zu unserem Urtheil über Goethe bei, wenn wir z. B. erfahren, daß der Schuster, bei welchem der Leipziger Student Goethe im Jahre 1767 in Dresden wohnte, möglicherweise Engelmann hieß? Lohnt es der Mühe, um dieses Resultates willen die Dresdner Adreßbücher des vorigen Jahrhunderts oder wohl gar die Acten der Dresdner Schuhmachereinnung zu durchstöbern? Und dabei berichtet der Verfasser über solch eine Entdeckung mit so unwiderstehlich komischem Ernste, daß, wenn man derartige Kleinigkeitsjügerei verspotten wollte, man es nicht witziger thun könnte als durch den wörtlichen Abdruck dieses seines Berichtes. Welch ein Schwarm der untergeordnetsten Persönlichkeiten auf diese Weise sich herandrängt, um im Glanze des Goethischen Namens sich minutenlang zu sonnen und dann wieder in die Nacht der Vergessenheit zu verschwinden, erfieht man am besten aus der Thatsache: Zu den 140 Seiten Text, welche die drei Capitel des Biedermann'schen Buches ausmachen, hat der Verfasser ein Namenverzeichnis von 32 Seiten hinzugefügt! Wäre es da nicht vielleicht besser gewesen, das ganze Buch lieber gleich in lexikalischer Form zu geben? Der Zusammenhang im Texte ist doch nur ein scheinbarer; Notiz reiht sich an Notiz, Schnitzel an Schnitzel, und mitunter meint man noch zu sehen, wie die einzelnen Zettelchen im Manuscript des Verfassers an einander geklebt gewesen sind; so äußerlich ist der Stoff an einander geschoben.

Daß unter solchen Umständen von künstlerischer Darstellung in dieser Schrift nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Mit etwas mehr Feile hätte sich die Sache aber doch vielleicht ein wenig geschmackvoller herstellen lassen. Fast das ganze Buch ist in einem nicht sehr erfreulichen Gemisch von trockenem Notendeutsch, steifhalsigem Actenstil und wiederum familiärer Ausdrucksweise geschrieben und obendrein verbrämt durch eine altfränkische Orthographie, wie „schlüßlich“, „verdrüßlich“, „Gebürge“. Anstatt zu sagen: „wie aus dem und dem Briefe hervorgeht“ schreibt Herr v. Biedermann stets: „in Brief“, „laut Briefs“ oder noch lieber „besage Briefs“, „besage Mittheilung“, „besage der Tag- und Jahreshefte“. „Dem Gesuche wurde gefügt“ (anstatt: das Gesuch wurde bewilligt) oder „das Lustspiel mußte beigelegt werden“ (anstatt: bei Seite gelegt) sind auch eben so wenig schöne Wendungen, wie „ebendortig“ und „lezt-handig“ schöne Wörter sind; und der fehlerhafte Accusativ „Kurfürst“ ist um so auffälliger, da der Verfasser sonst ja mit so gemüthlichen Genetiven und Dativen wie Carusens, Eckermannen, Liecken, Gubitzen, Goethen u. a. äußerst freigebig ist. Kürze ist des Witzes Seele, sagt zwar Polonius; aber manchmal thut auch allzugroße Kürze eine fatale komische Wirkung, die nicht beabsichtigt ist, so z. B. wenn der Verfasser erzählt, daß „Frau von Burgsdorff um ein leidendes Kind, jetzt

Kreishauptmann in Leipzig, in Sorgen war“, oder wenn er „von einer Copie der Holbein'schen Madonna mit dem Kinde von Fräulein Alberti“ spricht.

Doch genug der Ausstellungen an einem Buche, über welches der Verfasser selbst sich mit der größten Bescheidenheit ausspricht. Er sagt im Vorworte, daß seine Darstellung ein buntes Gewirr abgeben werde und zu keiner Gestaltung gelangt sei; „es giebt nur eine Bestandsaufnahme — eine bloße Inventur“. Wir haben allen Grund, hinzuzufügen: eine umsichtige, gewissenhafte und zuverlässige Inventur, die dem Goetheforscher bei mancher Gelegenheit und Verlegenheit treffliche Dienste thun wird. * * *

Von der renommirten Pariser Verlagshandlung von J. Rothschild, die unter anderm so kostbare Werke wie Froehner's Publication über die Trajanssäule und das auf der letzten Jubiläumsausstellung der deutschen Buchhändler in Leipzig von allen Seiten bewunderte Prachtwerk über die Promenaden von Paris zu ihren Verlagsartikeln zählt, ist diesen Blättern vor kurzem eine werthvolle archäologische Publication des gelehrten französischen Numismatikers F. de Saulcy zur Anzeige zugegangen: Numismatique de la Terre-Sainte. (Preis: 60 Francs.) Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, Historiker, Archäologen und Numismatiker auf dieses Capitalwerk aufmerksam zu machen, noch im entferntesten die wissenschaftliche Bedeutung desselben hier in der Kürze zu würdigen; dies wird in den einschlagenden Fachzeitschriften zum Theil schon geschehen sein, zum Theil noch geschehen. Nur mit Rücksicht auf die Kreise der Sammler, der Kunstfreunde und Bibliophilen dürfen wir hoffen, durch diese Anzeige uns einigen Dank zu erwerben und zugleich — was das wichtigere ist — der generösen Verlagshandlung einen Dienst zu erweisen.

Das vorliegende Werk verzeichnet und beschreibt auf mehr als 400 Seiten Großquart, zum ersten Male in dieser Ausdehnung, die autonomen und die Kaisermünzen Palästinas, schließt sich also an das von demselben Verfasser früher veröffentlichte Werk über die jüdischen Münzen Palästinas an, welches bald nach seinem Erscheinen die Grundlage zu ähnlichen Publicationen in Deutschland, England und Italien wurde. In topographischer Anordnung, nach Provinzen und Städten, — von letzteren nahezu ein halbes Hundert — führt uns der Verfasser die Münzen jeder einzelnen Stadt in chronologischer Folge vor. Bei weitem die meisten derselben beschreibt er nach Autopsie und nach den besterhaltenen Exemplaren, die aufzutreiben waren. Hat er doch persönlich bei seinen wiederholten Reisen in Palästina mit größtem Eifer die antiken Münzen des heiligen Landes gesammelt. Das Werk ist mit 25 Kupfertafeln geschmückt, gestochen von E. Dardel, auf denen die schönsten und charakteristischsten Typen, nicht weniger als 322 Stück, Avers und Revers,

abgebildet sind, jedenfalls eine reiche Fundgrube für den Historiker wie für den Kunstmythologen.

Die äußere Erscheinung des Werkes zeigt wieder jene solide und geschmackvolle Eleganz der Buchausstattung, in der uns die Franzosen nun einmal überlegen sind, und in der wir nur von ihnen zu lernen haben. Auch noch etwas anderes ist lehrreich für uns: die bloße Thatsache nämlich, daß derartige französische Werke — und der vorliegende Fall steht keineswegs vereinzelt da — deutschen Wochenschriften überhaupt zur Besprechung eingesandt worden. Man glaubt in Paris, daß es auch bei uns ebenso wie in Frankreich in den wohlhabenden Kreisen der Gebildeten Leute gebe, die, ohne Fachgelehrte zu sein, ihren Stolz darin setzen, eine werthvolle Privatbibliothek zu besitzen und alljährlich durch eine Auswahl der hervorragendsten in- und ausländischen Publicationen zu bereichern. Und wie weit sind wir entfernt davon, dieses edle Zutrauen zu rechtfertigen!

Nur gut, daß in andern Stücken auch unsere liebenswürdigen Nachbarn nie aufhören werden, von uns Deutschen lernen zu können. Und in einem Punkte sind sie doch unverbesserlich; das vorliegende Buch bietet wieder den schlagenden Beweis dafür. Herr de Saulcy beschließt nämlich sein Vorwort wörtlich mit folgenden Herzenserguß: „Ich habe in diesem Werke alles beschrieben, was die Sammlungen Frankreichs und Englands meiner Prüfung darboten. Ich zweifle nicht, daß die Sammlungen Deutschlands noch viele Stücke enthalten, die mir unbekannt sind. Da ich keine Lust habe, sie an Ort und Stelle zu studiren, so überlasse ich herzlich gern den deutschen Herren Numismatikern die Mühe, sie selber zu beschreiben, und das Vergnügen, so bitter wie sie wollen ein Werk zu beurtheilen, welches sie das Recht haben werden, für absichtlich unvollständig zu erklären. Ich mache es ihnen bequem, indem ich es von vorn herein ausspreche, daß ihre Kritiken mich völlig gleichgiltig lassen und mir keinen Kummer verursachen werden.“ Man könnte versucht sein, es für Hohn zu halten, daß ein französischer Buchhändler ein Werk, das solch eine Erklärung an der Stirn trägt, deutschen Zeitschriften zur Besprechung zu senden magt. Aber es ist sicherlich kein Hohn, es ist die pure Naivetät. Wie viele deutsche Gelehrte sind seit dem Kriege schon wieder in Frankreich gewesen und haben in französischen Kunstsammlungen und Bibliotheken gearbeitet und den Teufel darnach gefragt, ob sie würden kühl oder herzlich empfangen werden; wenn sie nur ihren Zweck erreichten und fanden, was sie suchten. Auch Herr de Saulcy hätte immer kommen können und z. B. die Berliner Münzsammlung studiren; er würde sicherlich die zuvorkommendste Aufnahme und die bereitwilligste Unterstützung gefunden haben. Aber er ist ein echter Franzos. Vor lauter Chauvinismus ein wissenschaftliches Werk „volontairement incomplète“ zu lassen, das bringt doch nur der Franzose fertig.

— 57 —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.